

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 28. Juli

1917.



Vier deutsche Soldaten, aus französischer Gefangenschaft entronnen, freuen sich ihrer Freiheit.

Phot. Karl Dransfeld, Hamburg.

Heinrich Peterfens Berufung.

Novelle von Björn Hansen.

Der Herbst leuchtete mit seiner guldnen Klarheit durchs offene Fenster froh in die schlichte reinliche Stube hinein. Die Stube war im alten Schulhaus, im Dorfe Barbel, das in der bremischen Landschaft liegt. Viel Hausrat war nicht da in Lehrer Heinrich Peterfens Wohnstube, aber was da war an Schränken, Truhen, Tischen und Stühlen, war gutes, altes Gerät, das noch von den Vorfektern her breit und behäbig auf der weiß geschuerten Diele stand, denn das Lehrereamt war in des Schulmeisters Familie immer vom Vater auf den Sohn überkommen. In ihrer Sauberkeit, ihrer blumendurchdufteten Stille, mit dem Widerschein des Herbstlichts in dem dunkelblauen, alten Hausrat, den vielen Asten auf den Fensterbrettern, deren Blumen das Weiß, Rosa, Rot und Lila ihrer Farben in den Fensterscheiben spiegelten, mit den zierlich gefalteten Mullgardinen, die in dem vielen Licht so weiß und leicht schienen, war sie behaglich wie nur immer eine Sonntagstube sein kann.

Und es war Sonntag, das zeigte auch die feine, schöne Stille im ganzen Hause an. Keine unruhigen Kinderfüße gingen hin und wieder, kein Lachen tönte, kein Schwätzen, verhaltenes Röcheln, kein Hersagen des Gelesenen oder Gesang aus einer Schulstube.

Es war eine reine frohe Stille und die Sinne genossen sie wie einen köstlichen Heiltrank und teilten sie dem Blute mit; die schlichte Schönheit der Umgebung, der honigsüße Hauch des fruchtschweren Herbstes kamen hinzu, und das zusammen ließ ein inneres Wohlsein aufkommen, eine Heiligkeit, mehr noch als das, fast ein Gutes vorweg ahnende Seligkeit, als käme ein Glück aus der Ferne und winkte schon, noch draußen in der Weite.

Die Stunden waren voll Stille und Licht und leuchteten dem jungen Lehrer ins Gesicht mit hellem Schein, breiteten sich voll Freundschaft um ihn und wehrten den wehen Gedanken, die ihn umdrängten, seit er heimgekehrt war in die Einsamkeit, aus den rauschenden, gewaltigen Wunden des Weltkrieges, aus Tagen voller Geschehen, voller Bedeutung in ruhige Gleichmäßigkeit.

Er hatte den Nachmittag lang hinter den Fenstern mit den Asten im Duft der Reden, die draußen im Gärtchen blühten, gelesen und in einem Buche gelesen. Die klaren Goetheworte, mit ihrer immer neu quellenden Weisheit, waren ihm tief in den Sinn gedrungen, so daß ihm die Gedanken schwer davon waren und die Seele ausgebellt, die in Schmerz und Dunkelheit gefüllt gewesen all die Zeiten, weil sie ihn aus der Herrlichkeit des Schlachtentodes ins Leben zurückgerissen hatten, schwer beschädigt am Leibe und darum dumpf verzweifelt in der Seele.

Er las:

„Ja, das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fort bestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch daselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin vorauf stehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit

er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Er sann darüber nach und empfand mit beglücktem Staunen das Leben in sich wiederkehren, am klaren, scharfen Sinnen, am erhöhten Gefühl für alles, was ihn anging, für alles, was geschah, für alle Dinge, die ihn umgaben. Er genoß die Gnadenstunden doppelt und genas in ihnen mehr und mehr; das Leid trat zurück, wurde fremder, ferner, undeutlicher. Doch wie Fieber schwindet und wiederkehrt, seine Stunden hat, so fiel es plötzlich ein, mit dem ersten Abend-schatten, der ihm ins Buch dunkelte. Nur dunkler golden war die Stunde, noch war in dem Golde nicht der Silberhauch der Dämmerung, aber er schrat jäh auf.

Das Begütigstein, die das klare Goethebuch gegeben, war fort, schmerzhaft zitternd tropfte ihm das Leid wieder ins Bewußtsein.

Was war er, wie er da saß, schwer beschädigt am Leibe? Er ging mit einem hölzernen Bein durch seine Jahre. Die Verheißungen der Jugend, die da sind: Freundschaft und Liebe, Begeisterungen, freudige Hoffnungen und Schwärme guter Gedanken lagen hinter ihm.

Er konnte nicht mehr aufsehen unter Menschen, nicht mehr unter Frauen sein, ohne ihr zartes Mitleid zu spüren, das weh tat, trotz seiner Jartheit.

Als Verdenden hatte ihn der Krieg angetroffen und seinen hellen Mut, seine Begeisterung aufgefogen in dem Augenblick, als man ihn aufrief mit gegen den Feind zu gehen. — — —

Und seine Hoffnungen? Er hatte etwas aus seinem Leben machen wollen; es sollte nicht das mühselige Tagewerk der Schulstube sein, nein, weitwirkendes Schaffen.

Von Stipendien lernte er auf den Lehrer hin, aber er dachte nicht an das Lehramt, aber daran, daß einer viel wissen muß, um zu können, darum lernte er fleißiger als andere. Sein Sinn stand nach den großen Städten in den reichen Landschaften, da wollte er auf irgendeinem Wege vorwärts kommen und ein großer Mann werden, dem Volke, der Gemeinschaft, dem Staat dienen, Achtung erwerben, Achtung verdienen und sich und Stimme haben im großen Rat und Befolge.

Und er wußte in sich eine noch schlafende Kraft, die einmal jäh aufschließen und ihn tragen würde, daß er sein großes Vorhaben beginne und vollende.

Hätte er nicht diese guten Träume, diese starken Hoffnungen und Sehnsüchten im tiefsten Innern gehegt, er hätte erliden müssen im Grauen vor der Zukunft in der stillen, müden Moorlandschaft. Aber etwas wie Liebe dafür meldete sich doch zeitweilig in ihm.

Er sah die Waldstreifen, Birken, Föhren und Sand, Moor, braungrüne Heide, spiegelnde Wassergräben, in denen das Blau des Himmels widerleuchtete und das hochgetürmte weiße Gewöl. Er sah Menschen von tüchtigem Schlag vor sich hantieren, und hatte den flüchtigen Wunsch, sie zu kennen bis in ihre Seelentiefe. Aber alles, Schönheit der Landschaft und Menschen, streifte ihn nur, er sah sie nicht und fühlte dumpf, daß er die Sprache der Heimat nicht verstand, daß ihre Schönheit ihn darum nicht hinreizen konnte.

Voll von der raschen Angeduld der Jugend, wandte er sich von ihr, und sah nach seinem funkelnden Traumbild: die Stadt, die große Stadt, Ruhm, Ehren, Glanz um ihn her, ein großer Mann sein mit Befolgshaft.

Er atmete schwer, schwerer, das Buch glitt aus seinen Händen, fiel auf die Diele herunter, sein Blick wurde weit und still. — —

Sah sein weiter, stiller Blick nach dem Blau des Himmels, nach den weißen, seidenglänzenden Wolken, der goldfarbenen Herrlichkeit



Von der französischen Kampffront:

Aus der Reserve zur Ablösung in die Stellungen marschierende Truppen.

BUFA.



Dr. Georg Michaelis, der neue Reichskanzler.

Dr. Michaelis ist 1857 in Haynau geboren und 1879 in preussische Staatsdienste getreten. Er ging 1885 als Dozent an die Schule deutscher Rechts- und Staatswissenschaften nach Tokio, trat jedoch 1889 wieder in den Staatsdienst und 1892 in die allgemeine Staatsverwaltung. Er war dann Regierungsrat in Arnberg und Crier, Staatsvertreter des Regierungspräsidiums in Liegnitz und seit 1902 Oberpräsidialrat in Breslau, von wo er als Unterstaatssekretär in das Finanzministerium berufen wurde. Bei Beginn des Krieges erhielt Michaelis die Leitung der Reichsgetreidestelle, und im Februar 1917 ernannte ihn der König zum preussischen Staatskommissar für Volksernährung. Einer seiner Söhne fiel im Anfang des Krieges; zwei seiner Töchter sind in der sozialen Fürsorge tätig; eine dritte Tochter leitet ein Soldatenheim in Ober-Ost.

Phot. Berl. Jähr.-Bef.

des Birkenstreuens davor und unter diesem leuchtenden Schein den Lila-Purpur der blühenden Heide?

Nein!

Jrgendwo geht eine Schlacht, weit, weit hinter der Heide, hinter den Städten, über den Grenzen im fremden Land, da, wo die ungeheuren Berggassen der Karpathen in finsterner Bläue aufragen.

Und jetzt tropft und rinnt ihm die Erinnerung der Schicksalsstunden durch alle Sinne.

In trübem Rosentrot fliehet der Abend über die Kämme, und das dumpfe Dröhnen der Geschütze ist hier sein Geräusch. Daheim klang's anders, friedvoll, süß beschwichtigend und gläubig fromm. Die Soldaten sprechen darüber, und er fängt im Vorbeischießen ein paar Worte.

„Wo ist die Frömmigkeit hingekommen in dem Krieg?“ sagt einer. Das Echo scharfen Feuers prasselt durch die schmalen Täler, durch Schluchten und Schründe und reizt die Worte entzwei.

Sie streiten um den Capul. Deutsche und Oesterreicher gegen die Russen.

Seine Kompagnie rückt ein in die Stellung zur Ablösung unter dem Schutze des Abends, der dunkel aus den Tälern quillt.

Selbst sieht es ihn an, das wildschöne Bergland, der Himmel ist hoch darüber, voll von glänzenden Sternen und weißen Wolken, die schimmernd im Nachtblau schweben. Staunend entdeckt er, wie schön das ist, und als er draußen liegt auf Hockposten, fällt ihm noch mehr ein. Auch daß ein Kamerad sagte: „Wo ist die Frömmigkeit hingekommen in dem Krieg?“

Das Feuer hat aufgehört. Die Nacht ist still, so still, daß er erschrickt. Er ist ein Soldat auf Posten und seine Sinne schlafen und träumen. Raschelte es nicht dort, ist nicht ein Surren in den Lüften? Jetzt ein Schrei! — — —

Eine Spannung kommt in ihm auf, als sollten die Nerven reifen in drängender Lebensglut. Ein Uhu schreit auf, der Schrei klingt von den Bergwänden wieder.

Er äugt scharf hinaus; dazwischen kommt wieder sacht das schöne Staunen. Die Nacht ist um ihn mit perlenhaftem Glanz, weil der Mond hochgekommen ist; silbern taucht der Nebel aus den Tälern. Und die Bilder der Berglandschaft zittern nicht nur auf der Oberfläche seiner Seele, sie senken sich tief hinein.

Er denkt auch an die Heimat, und daß derselbe Perlenchein auch auf der Heide ruht. Die ganze Schönheit ihrer blühenden Pracht, ihr Himmel mit seinen Wolken und Lichtern, ihre Herbheit und ihre harte Not ist vor ihm hingerrückt in knappen, farbigen Bildern, jäh aufleuchtend und jäh wieder eindunkelnd wie Glasgemälde.

Die Liebe zur Heimat, die tief in ihm geschlummert, bricht auf wie eine reine Lilie und ist klar und süß; noch etwas kündigt sich an in ihm, will empor, bedrängt ihn.

Er ist hellwach, alle Sinne sind glasklar, fassen alles anders als sonst. Es ist wie eine Blindheit von ihm genommen, er empfindet fast lyrisch die Schönheit der Nacht und heilig diesen Krieg.

Er fragt nicht, wozu? Er fragt nicht, warum er all dies Schwere tun muß. Er tut's voll Treue und aus einer inneren Kraft her, die plötzlich in ihm strömt und strömt, als wäre sie lange verhalten worden. Er ist voll Ergebung in den Willen Gottes. Er hat die edle innere Befriedigung: Kostet's mein Leben, so hab' ich doch mitgeholfen die Heimat retten. Die Heimat! — — Zwei Worte, ein Gebet für ihn. Es ist der Boden, der ihn heroverbracht. Er spürt den urheiligen Hauch der Scholle, jetzt, wo er fern ist. Durch sein tiefstes Fühlen zittert ihre Schönheit, leuchtend erhebt sich's hochauf in ihm, perlend wie ein springender Brunnen, was jahrelang als undeutlicher Traum von Ruhm und Ehren, Macht und Gefolgschaft in ihm gewogt.

Der Mond ist fort. Der Morgen ist nah, aus dem silbernen Nebelrauch sind Wolken geworden. Ist die Dunkelheit lebendig? Da unten hebt sich's drachenschwänzig, senkt sich, kriecht heran.

Der Russe, der Russe! Wie ein Schrei hallt's durch seine Sinne. Sein Alarmschuh bricht sich klingend und donnernd in den Schluchten.

Aus der Dunkelheit hinter ihm züden gelbe Lichtpunkte; krachend, die Lüfte zerreißend, heßen die Salven der Seinen dem Echo des Alarmschusses nach.

Es war nur die Vorhut, dann kommen sie in Legionen, Mann an Mann. Sie wollen den Capul stürmen.

„Urra, Urra!“ Sie lärmen und tosen heran.

Und in den Männern am Berge ist jede Muskel gespannt, jeder Nerv gestrafft wie ein stählernes Fädchen, alle Gedanken voll Drohen.

„Da stehen wir und weichen nicht!“ Sie feuern auf die dichten Massen der Angreifer. Es summt und singt, es heult und pfeift, prasselt, das Tack-Tack der Maschinengewehre gellt dazwischen.

Eiserner Regen! Blut, Stöhnen, Sterben! In der Heimat werden Frauen weinen!

Feind gegen Feind! Wie Wogen prallen sie zusammen in Wut und Gift, Menschenleiber bäumen sich in der tödlichen Brandung der Waffen.

Mitten im Rasen des Handgemenges, in der hochaufschiehenden wilden Lust zu töten, zu zerstören unter dem dräuenden Stahl des Segners, in dem Augenblick, da der Tod ihm mit der Fadel ins Gesicht leuchtet, schlürft er die höchste Seligkeit aus dem Leben. Es liegt vor ihm in Morgenhelle wie das gelobte Land, taumelnd schwebt die Seele in der Weichglut des Lichts, betäubt von der hohen Berufung, die sich ihr in diesem Augenblick der Erkenntnis kündet.

Ein Verklärter der Schönheit, der Tugend, der Tüchtigkeit und Kraft eines Volkstums, ein Mehrer seiner geistigen und seelischen Güter, ein Wirker am Volkskörper, ein Bildner der Jugend zu echter Tüchtigkeit und edler Gesinnung.

Um ihn her Krachen, Toben, Drohen, Flüche, Geschrei. Das dringt nicht in seine Welt. Er ist entronnen. Die Erde versinkt mit Bersten und Krachen unter ihm. Geblendet stürzt er ins Dunkel, das warm um ihn quillt.

* * *

Auf Heinrich Petersens Stirn standen dichte Schweißtropfen, und das Herz schlug heftig. Er war wieder in der Lehrerstube im Dorfe Barbel, das in der bremischen Landschaft liegt.

Lila schleierte der Abend, draußen lag die Heide noch in mattem Schimmer. Es war derselbe sanfte Perlenglanz, den er in der Nacht am Capul erschaut.

Ihn stür im Nachwehen der heftigen seelischen Erlebnisse. Er weinte vor Glück, daß die Blindheit, die Schwermut, Jammer und Leid, das ihn in den bangen Stunden, als der Schwerverwundete wieder zum Leben erwachte, bedrängt, einer wunderbaren Klarheit, Kraft und Ruhe gewichen waren.

Er konnte wieder denken. Er konnte also etwas aus seinem Leben machen und sah das Erleben klar wie in einem Spiegel.

Das Gute wie das Böse hatte in der Welt seinen Gegensatz und seine Bestimmung.

Er erkannte, was in seine Hände gegeben war, welche reiche Saat in die Hand des Lehrers, eines einzelnen Menschen. Die Goetheworte, die er am Nachmittag gelesen, fielen ihm ein, oder waren sie es nicht gewesen, die ihm zur Klarheit verholfen, die das Erlebnis vom Capul aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder aufgerufen?

Wie groß war sein Reich, seine Macht, wie weit konnte er im Geiste wirken. Samentörner auswerfen, aus denen Halme erstanden, wieder Samen gaben zu neuen Taten und neuem Wirken.

Unendlich war seine Gefolgschaft. Ein Sänger der Heimat wollte er werden in guten Stunden, ein Verklärter der tiefen, stillen Schönheit des niederdeutschen Landes, seiner Bewohner, und diesen ein Prediger, daß keiner mehr die Heimat verlasse und mit seinem Blut die Kraft eines fremden Volkes stärke.

Er sah und lauschte in sich mit beglücktem Staunen über den eigenen Reichtum.

Dunkel blaute der Abend um ihn, sanft ging der Wind und brachte Duft her, Sterne kamen auf, eine silberne Leuchte, stieg der Mond am Rande der Heide empor.

Das Denkmal zu Pultawa.

Von Alfred Friedmann.

Im „Nordischen Kriege“, der vom Jahre 1700 an einundzwanzig Jahre lang geführt wurde, der gleichzeitig mit dem „Spanischen Erbfolgekriege“ fast ganz Europa und das russische Asien verwüstete, aus dessen Kämpfen und besonders durch die Schlacht von Pultawa, 1709, die spätere Machtstellung Rußlands hervorging, ereignete sich manch dramatische Episode, die nie, wie Wallensteins Zeit, ihren Schiller fand.

Damals standen Schweden, Polen, Sachsen, Russen, Dänen, Preußen, Hannoveraner — wie Spanier und Türken auf den blutgedüngten Schlachtfeldern. Männer wie Joh. Reginald Paskul wurden einige Zeit von der Hochflut des Tages getragen und endeten auf dem Rade, um außerdem geköpft zu werden.

Stanislaw Leszcynski wurde König von Polen, und hätte Karl XII. von Schweden nicht dort ein Jahr seines Siegeslaufs verloren, um diesen seinen Günstling auf dem Throne zu besetzen, so würde sich die Landkarte Europas heute wohl anders ausnehmen. Zwar gelang ihm sein Einfall bis an die Beresina ins russische Reich besser als später dem Corfen, aber der Romantiker unter den Kosaken, der Hetman Mazepa, verleitete Karl zu einem phantastischen Zuge nach der Ukraine, die sein Moskau wurde.

Als es zur Schlacht von Pultawa kam, diente im Heere Peters, des Zaren, ein junger Offizier namens Wladimir Kosmorow.

Eines Morgens entfernte er sich lustwandelnd von den Zeltlagern und streifte an den Gewässern des Dniepr nach wilden Enten und Schnepfen.

Der junge Mann war mißmutig, er sehnte sich nach den Fleischtopfen des elterlichen Hauses. Er war eine stille, beschauliche Natur von gewinnendem Auhern und mehr den Studien, den sanfteren Regungen des menschlichen Gemütes als der Kriegsläufe geräuschvollem Wirwar hold.

Sein Unglück wollte es, daß aus dem Didicht des Sumpfrandes jetzt eine Gestalt auftauchte, die für eine polnische Personifikation des großen Jägers vor dem Herrn, Nimrod, gelten konnte. Es war Paul Petroff, der Besitzer eines nahen Gutes. Ganz in Pelze gehüllt, mit hohen Lederstiefeln, eine riesige Pelzmütze auf dem bärtigen Haupte, sah er aus wie ein Ureinwohner des Landes, wenn nicht eine am Bande über die Achsel hängende Muskele auf einen modernen Menschen hätte schließen lassen.

Der Waldmensch sah, daß der schmude junge Offizier im ersten Augenblick erschrocken war, und um ihm zu beweisen, daß er kein Attentat auf sein Leben beabsichtigte, hielt er ihm eine lederne Flasche hin, die mit Waschneska, einem aus kleinrussischen vorzüglichen Rirschen trefflich bereiteten Schnaps, noch halb gefüllt war.

„Trink, Bräuderchen!“ sagte der Nimrod, und warum sollte er Paul Petroff nicht Bescheid tun? Sie vertieften sich in ein Gespräch, und nicht lange darauf sahen die beiden in des Gutsherrn geräumiger Halle.

Ein wunderbares Kind brachte Wein, Kaviar, geräucherter Fisch und briet, derweil die beiden aßen, den Schenkel eines in Essig gelegten Ebers.

Marfa, die Schwarze, hatte noch nie einen so besonders sauberen Menschen gesehen wie den Zaren-Offizier. Er sah, wie ihre junge Brust unter dem gestickten, bunten Mieder der Kleinrussin hämmerte. Sie sah aus wie ein gemaltes Heiligenbild. Klein waren ihre Hände und Füße, groß wie Feuerräder ihre Augen. Ihre Lippen hatten die Farbe der Vogelbeere am Ende des Septembers. Wenn sie lächelte, und sie lächelte gerne, wenn ihr Flammenbild den des hübschen Kriegers kreuzte, blihte es wie Wetterleuchten von ihren Zähnen, gesund und weiß wie die eines jungen Hundes.

Nach einer Weile lallte der Besitzer des Hauses und Vater der bestreidenden Marfa. Noch eine Weile, und er schlief auf der Ofenbank, ganz ungedenkt der Pflichten eines Wirtes und Beschüfers der Anschuld vom Lande.

Wladimir Kosmorow faßte Marfas Hand, behielt sie lange und schien in den feinen blauen Adern sein Schicksal lesen zu wollen.

Sie redeten nicht viel. Ihre Gedanken, ihre Herzen sangen ein goldenes, frisches Roselied beseligender Liebe. Der Alte schnarchte.

Der Offizier aber sprang plötzlich auf und gedachte des Appells.

Marfa standen Tränen in den Augen und fielen wie Perlen auf ihren Busen. „Komm abends an mein Fenster!“ flüsterte sie. „Wenn alles schläft, plaudern wir von der Zukunft.“

Zukunft eines Offiziers vor Pultawa! Bah, wenn das Glück will, kann's ihn zum General machen!

Die jungen Leute schieden, und als der Offizier mit eifigen Schritten sich wieder dem Feldlager zuwandte, klang ihm noch ein Liedchen Marfas nach.

In dem undisciplinierten Lagerleben war die kurze Abwesenheit Wladimir Kosmorows nicht bemerkt worden.

Des Abends, als die Bivakfeuer brannten, schlich er sich klopfenden Herzens an das Fenster Marfas.

Zwar ließ ihn Marfa nicht ein, aber sie schlang ihre Arme um sein Haupt und zog es halb herein in die warme Stube, legte es an ihr pochenbes, gesundes Herz, ließ ihn Rosen, Lilien pflücken von ihren Lippen und Zähnen. Und so plauderten sie die ganze selige, mondbelegte Zaubermächennacht hindurch. Sie sprachen von der Zukunft, Marfa und Wladimir; er wollte kommen und sie heiraten, und sie den Vater verlassen und dem Geliebten auf das elterliche Gut folgen.

Unter Tränen, Küssen und heißen Versprechungen schieden sie.

Am Morgen hatte Peter, der Zar, seine Pläne festgestellt und hielt Revue. Er erspähte eine schwache Stellung — gerade da, wo jetzt der Schwedenstein sich erhebt und der Ausgang der Schlacht entschieden wurde. An der Front des Regiments stand Wladimir Kosmorow, ein wenig bleich und überwacht, aber schön in seiner Jugend, und ein Schimmer süßen Glüdes lag wie eine Gloriole um seine weiße Stirn. Peter sah ihn an, und der Offizier präsentierte.

„Wie behest du?“

„Wladimir Kosmorow, zu Befehl, Herr!“

„Wladimir Kosmorow, du wirst heute nacht an dieser Stelle wachen. Wenn der Feind weiß, daß hier ein Einbruch möglich, wird er ihn versuchen — und du wirst das Signal geben. Ein paar Mann und einen Trompeter such dir aus — Major Kosmorow!“

Das Avancement — der Auftrag — alles kam so unerwartet, daß Wladimir kaum Fassung fand, Peter die Hand zu küssen. Und schon war der Zar mit seinem Gefolge verschwunden.

Es litt Kosmorow nicht lange zwischen den Zelten. Er eilte zu Marfa, teilte ihr das Geschehnis mit.

„Major! Nun wirst du mich nicht mögen.“

„Märrin! Aber heute nacht kann ich nicht ans Fenster kommen.“

„Siehst du! Dienst! Der Zar hat befohlen! — O — eine Stunde!“

„Es darf nicht sein. Marfa, Süße, leb wohl!“ — —

Wladimir Kosmorow stand auf dem Posten und hielt Wache. Die Leute rings um ihn her, der Trompeter, ins Gras gelagert, würfelten, schliefen. Der junge Major hatte seit vierundzwanzig Stunden kein Auge zugetan. Er setzte sich auf einen Stein, stützte das Kinn in die innere Handfläche und dachte an Marfa. Es war ihm, als zögen Marfas süßherhallende Liedklänge heran.

Die Liebe läßt sich nicht verzagen,
Wie Tauben von dem nahen Dach;
Wie schwer sie sei, Du mußt sie tragen,
Sie sei nun Lust, nun Ungemach.

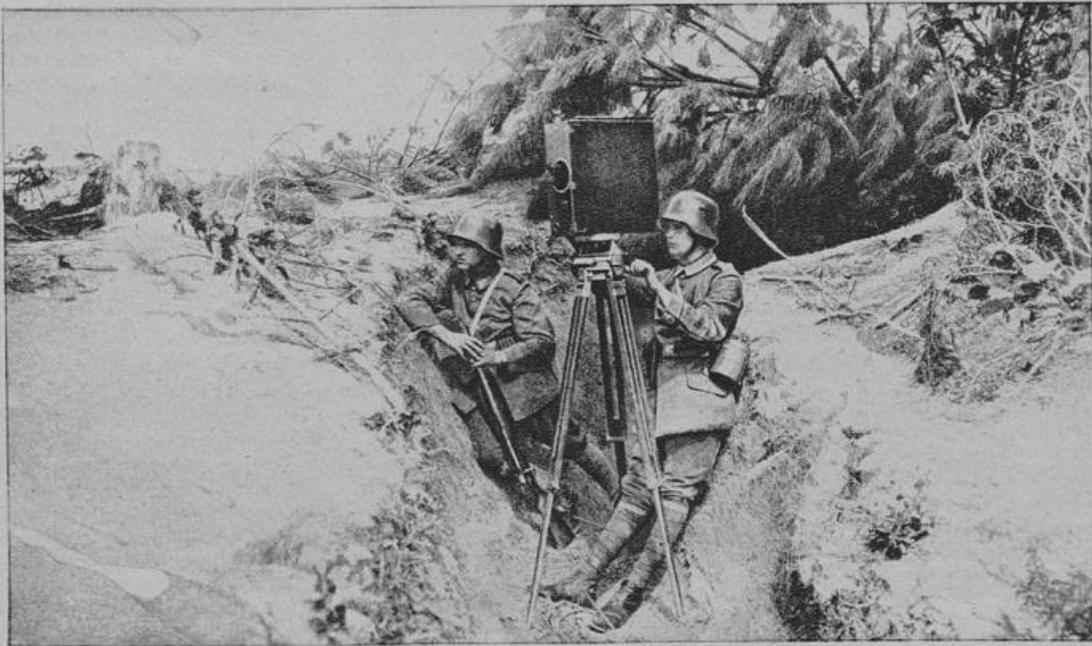
Und dann kam's noch lodender, reiner:

Die Liebe, die noch zweifeln kann,
Das ist die rechte Liebe nicht!
Sie gleicht dem Glüde, das zerrann,
Und Liebe hat Bestand auf Erden,
Doch die nur, die nicht zweifeln kann!



Der Kriegsphotograph im Schützengraben.

BUFA.



Der Kriegskinetograph im Schützengraben.

BUFA.

Und zum Beschluß, wie Glodenton über endlose Schneefelder:

Die Liebe aber, die vertraut
Dem Führer folgt wie hilflos, blind,
Die fragend rechts und links nicht schaut,
Das ist die rechte Liebe — Kind!
Die Liebe, die nicht wandeln kann,
Dir Gott als letztes Glück ersann! —

Letztes Glück! Es war Wladimir, als sank er willenlos in Schlaf wie ein eingelulltes Kind — und so war es auch. Er schlief, wer weiß, wie lange, und seine Umgebung auch. Und er war doch ein Auserwählter, wenn auch nur ein Zargesandter, er hätte auf diesem

Der Zar wandte sich erschüttert ab. Er sprach etwas zu dem Gefolge und ließ einen andern Offizier antreten. —

In den zwanziger Jahren kam Kaiser Nikolaus Pawlowitsch auf das Schlachtfeld von Pultawa, an den Schwedenstein. Die Sage erzählte ihm von einem Liebespaar. Am Tage nach der Schlacht habe man eine schöne Polentochter, Marfa, in dem Schilfröhricht an dem Dnieprflüßchen ertränkt und mit ihren eignen Höschen — von eigener Hand — erdroffelt gefunden. Zar Peter habe damals gemurmelt, man solle dem kleinen Major einen Stein setzen. —

Nikolaus Sohn, Alexander II., stand auch eines Tages an dem Schwedenstein bei Pultawa. Erstaunt sah er zwischen weißen Buchenstämmen und alten, kleinrussischen Kirschkäulen eine Marmor-



Hinter der westlichen Kampffront: Französische Zivil-Ernte-Arbeiter werden zur Arbeitsstätte gefahren.

Phot. Gebr. Hardel.

Posten nicht schlafen dürfen, wenn auch seine Untergebenen schliefen.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Er erwachte. Peter der Große stand vor dem Major.

Des Zaren Gesicht war purpurrot vor Wut; er fand seinen Erwählten auf einem wichtigen Posten, von dessen Bewachung er den Schlachtausgang, ja vielleicht des ganzen Krieges Glück abhängig glaubte, eingeschlummert.

Der Zar erhob die Hand zum Schlage.

„Donnerwetter!“

Da stand Kosmorows Herz stille.

Ehe sein Geist das Angeheute fassen konnte, sein Verbrechen, dessen Entdeckung durch den obersten Kriegsherrn, den Zorn des Barbarenfürsten — versagte der kleine Muskel, und tot sank er in das Farnkraut.

gruppe im Sonnenlicht glänzen, das schräg durch die Waldung fiel.

Auf einem Feldstein saß ein junger Offizier, die Hand unter das bartlose Kinn haltend, müde wie ein glücklich gewesener Liebender. Das Schwert war ihm zur Seite geglitten, sein rechter Fuß trat auf eine Feldtrompete mit Troddeln. Über den im Schlaf zu lauschen Scheinenden beugte sich mit mildem Kusse auf die Stirn der Engel des Todes.

Peter hatte den Wunsch zürnend ausgesprochen.

Nikolaus Pawlowitsch vernahm ihn aus dem Munde der Legende des Ortes und erfüllte den Befehl des Begründers von Rußlands Größe.

Alexander II., den der Todesengel längst grausam geküßt, sah staunend und sinnend das Dentmal auf dem Schlachtfelde von Pultawa, dessen Bedeutung ihm ein alter Veteran, als Hüter gesetzt, erklärte, dem sie auch der Verfasser dieser Mitteilung dankt.